



DIE METALLE DES KRIEGES

**MAX-PLANCK BERICHT
VERSTÄNDLICHE WISSENSCHAFT**

Dierk Raabe

*Max-Planck-Institut für Eisenforschung
Max-Planck-Str. 1
40237 Düsseldorf
Germany*

Mai, Max-Planck-Society

<http://www.mpg.de> <http://www.mpie.de> <http://edoc.mpg.de/>



Kapitel 9

Von Rittern und Rächern

Metalle für Krieg und Frieden

9.1 Die Entstehung des Schwertes

Die Schwerter und ihre Schöpfer, die Schmiede, waren in den meisten Epochen und Ländern von einem besonderen Nimbus umgeben. Die Beherrschung der Metallurgie, insbesondere der des Stahls, war stets von zentraler Bedeutung für die Qualität und den Mythos einer Waffe. Die Schmiedekunst war das einzige technische Handwerk, welches bei den alten Griechen, Römern und Germanen durch eine eigene Gottheit vertreten wurde (siehe auch Seite 157).

Die hohe Kunst der Herstellung von Schwertwaffen bestand insbesondere darin, außergewöhnlich hohe Härte der Klinge mit ausreichender Zähigkeit des Grundmaterials zu verknüpfen. Nur eine solche Kombination der mechanischen Eigenschaften gewährleistete eine dauerhaft hohe Schärfe bei gleichzeitigem Widerstand gegen sprödes Versagen der Waffe im Kampf. Metallurgen und Schmiede mit entsprechendem Wissen standen daher zu allen Zeiten hoch im Kurs. Die Militärgeschichte berichtet von zahlreichen Beispielen, in denen Kriegsherren zwar die Soldaten der unterlegenen Gegner töten ließen, deren Schmiede aber verschonten und unter vergleichsweise guten Bedingungen in ihre Dienste stellten.

Das Schwert erfuhr im Lauf der Geschichte zahlreiche Veränderungen. In der Bronzezeit entwickelte es sich mit zunehmender Qualität der Legierungen aus dem Dolch und unterschied sich von diesem nur in der Länge, war also nach wie vor für den Stich und nicht für den Hieb bestimmt¹. In der Bronze- und frühen Eisenzeit waren Schwerter noch keine alltäglichen Gebrauchswaffen, sondern dienten eher als Statussymbol wohlhabender Krieger.

Mit der stärkeren Verbreitung des preiswerten Rohstoffs Eisen im Verlauf der Eisenzeit (die in den unterschiedlichen Regionen Europas zu verschiedenen Zeiten stattfand) gelangten eiserne Kurzschwerter zunehmend auch in den Besitz einfacher Leute. Das Langschwert blieb aber nach wie vor die bevorzugte Waffe der vornehmen Krieger. Während nämlich für die Herstellung eines Streitkolbens, Dolches oder Kurzschwertes schon einfaches Roheisen aus dem Rennofen (Eisen mit bis zu 4,3% Kohlenstoff) ausreichte, erforderte die Fertigung eines kampftauglichen Langschwertes die Herstellung von Stahl (in Form von Eisen mit weniger als 2% Kohlenstoff oder als Damaststahl).

Gegen Ende der Eisenzeit entstanden nicht nur immer bessere Waffen, sie wurden auch in immer größeren Stückzahlen hergestellt. Im römischen Reich gab es eine regelrechte Rüstungsindustrie. Nun erst wurde das Schwert zur allgemein verbreiteten Waffe. Jeder der zeitweise bis zu 900.000 römischen Legionäre besaß ein Kurzschwert, das *gladius*. Das wesentlich aufwendiger herzustellende Langschwert, *spatha* genannt, blieb allerdings nach wie vor den Offizieren und Elitetruppen vorbehalten.

Das Schwert der Zeitenwende bestand meist aus einer breiten, geraden und zweischneidigen Klinge. Eine scharfe Spitze erlaubte den doppelten Gebrauch als Hieb- und Stichwaffe. Waffen mit Abrundungen der Spitze wiesen ein Schwert als einfache Hiebwaffe aus. Der Hohlschliff (Hohlkehle), bisweilen fälschlich als *Blutrinne* bezeichnet, reduzierte das Gewicht der Waffe auf weniger als anderthalb Kilogramm und erhöhte seine Steifigkeit.

Die frühesten Schriftzeugnisse über die Zunft der Waffenschmiede zu jener Zeit sind die Bibel sowie die Bücher von Plinius dem Älteren. Beispielsweise heißt es im ersten Buch Samuel (Kap. 13, Vers 19): „*Und es war kein Schmied im ganzen Land Israel zu finden. Denn die Philister dachten: Wir wollen nicht, daß die Hebräer sich Schwert oder Speer machen.*“

An einer anderen Stelle in der Bibel wird aber auch die Zwiespältigkeit dieses Berufes angesprochen. Schließlich wurde das Schmiedehandwerk auch im heiligen Land nicht nur zu friedlichen Zwecken, sondern auch zur Waffenher-

¹Bis zu einer Länge von 40 Zentimetern wird eine blanke Langwaffe im allgemeinen als Dolch, darüber als Schwert bezeichnet.

stellung und damit zum Töten von Mitmenschen genutzt. Bei Jesaja (Kap. 54, Vers 16) ist zu diesem Punkt zu lesen: „*Siehe, ich selbst habe den Schmied geschaffen, der das Kohlenfeuer anbläst und die Waffe hervorbringt als sein Werk; und ich selbst habe den Verderber geschaffen, um zugrundezurichten.*“

In der von Kelten dominierten Eisenzeit in Mitteleuropa entwickelte sich ein regelrechter Schwertkult. Obwohl die Kelten große Teile Europas beherrschten, entstanden bis zum Einfall der Römer keine keltischen Staatsgebilde. Vielmehr dominierten kleine, sich gegenseitig bekriegende Stämme das politische System. In solch einer Kultur der dauernden Kleinkriege hatte der mutige Einzelkämpfer eine größere Bedeutung als in den Massenheeren der Griechen, Perser oder Römer. Der Kriegerkult und der Mythos der Waffen solcher Helden gewannen vor diesem Hintergrund an Bedeutung. Wer ein Schwert trug, demonstrierte damit, daß er sein eigener Herr war. Das Schwert war das Symbol von Freiheit und individueller Macht. Schwerter wurden oft ihrem Besitzer mit ins Grab gelegt. Manche wertvollen Schwerter hingegen galten als Familieneigentum und wurden vom Vater an den Sohn weitergegeben. Aber auch die Kriegerin tritt in der keltischen und germanischen Kultur bisweilen in Erscheinung. So wurden vereinzelt Gräber gefunden, in denen sich schwerbewaffnete Frauen mit betont kriegerischen Grabbeigaben befanden (siehe auch Seite 70).

Das Schwert des frühen Mittelalters, oft *Wikinger-* oder *Normannenschwert* genannt, hatte eine spitze, breite Klinge, eine scharfe Schneide, einen kurzen Griff für eine Hand und eine kurze Parierstange. Um das Gewicht der Klinge auszugleichen, besaß es meist einen dem Besitzer angepaßten, verzierten, schweren Knauf. Im Hochmittelalter erhielt das Schwert immer mehr das Aussehen eines Kreuzes. Die Parierstange und der Griff wurden länger, die noch immer breite Klinge stumpfer.

Das große Interesse an der jeweils besten Waffentechnologie zu dieser Zeit belegt auch eine Begebenheit zwischen Sultan Saladin I. und seinem Gegenspieler, dem Kreuzfahrer König Löwenherz. Bei einem Treffen beider Feldherren anläßlich ihres Friedensschlusses schlug Richard Löwenherz dem Sultan vor, als Zeichen des gegenseitigen Respekts die Schwerter zu tauschen. Natürlich ging es Löwenherz dabei darum, die berühmte Damaszener-Schmiedekunst der Araber am Schwert des Sultans von seinen eignen Metallurgen untersuchen und nachahmen zu lassen. Saladin ging allerdings nicht auf den Tausch ein.

Im 14. Jahrhundert, mit dem Aufkommen der widerstandsfähigen Plattenrüstungen in Europa, wurden die Griffe zum *Anderthalbhänder* verlängert, und die Klingen wurden schlanker und spitzer. Diese Klingensform war hauptsächlich für das Stechen ausgelegt. Schwerter dieser Bauart konnten leichter

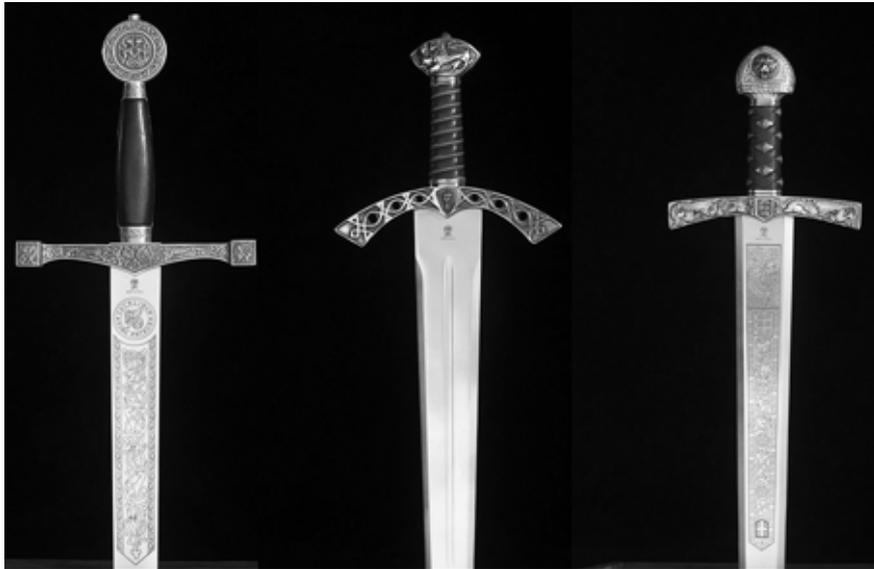


Bild 9.1: Nachbildungen der Schwerter von Artus, Siegfried und Richard Löwenherz.

zwischen die Eisenplatten der feindlichen Rüstungen geschoben werden als die älteren Breitschwerter. Eine scharfe Schneide war dabei weniger von Nutzen. In der Renaissance entwickelte sich aus dieser Form schließlich der Degen.

9.2 Von Balmung und Excalibur — Helden und ihre Schwerter

Genau wie sich zu allen Zeiten gefürchtete Krieger aus dem Heer der namenlosen Klingenschwinger hervorgetan haben, so gibt es auch eine Reihe von sagenumwobenen Schwertern. Alle großen Legenden in diesem Genre spielen zur Zeit der Völkerwanderung, also zur Übergangszeit zwischen Antike und Mittelalter. Das Nibelungenlied, die Gudrunssaga, das Dietrichslied aber auch die Geschichten um den Britenkönig Artus gehen auf teilweise historische Ereignisse zurück, die von der Forschung zwischen 300 und 600 n. Chr. angesiedelt werden. Das Fehlen von zuverlässigen Quellen begünstigte die Legendenbildung

dabei genauso wie die weitreichenden historischen Folgen der damaligen Ereignisse. Der permanente Kriegszustand während der Völkerwanderungszeit führte dazu, daß sich eine Kriegeraristokratie herausbildete, die ihre Heldentaten in Liedern verherrlichen ließ. Als diese Sagen nach Jahrhunderten der mündlichen Überlieferung im Hochmittelalter niedergeschrieben wurden, mischte sich ihr historischer Kern mit älterem Sagenmaterial. So ging die Sage um Sigurd, den Drachentöter, in die Nibelungensage ein, und keltische Überlieferungen hinterließen ihre Spuren in der Artussage. Außerdem übertrugen die mittelalterlichen Dichter Anschauungen ihrer Zeit, wie zum Beispiel die Ideale der Ritterlichkeit und Elemente der christlichen Religion, auf die längst vergangenen Ereignisse. Der typische Protagonist solcher Sagengewebe ist der mutige Krieger, der aus unterschiedlichen Epochen stammende, zum Teil widersprüchliche Eigenschaften in sich vereint. So tritt ein und derselbe Held durchaus als skrupelloser Eroberer, brutaler Streithahn, Beschützer der Schwachen und Verteidiger des Glaubens in einer Person auf. Immer jedoch hat er ein Schwert bei sich. Einige dieser Waffen wollen wir hier näher betrachten.

Eine berühmte Waffe ist zweifellos das Schwert des Burgunders Siegfried aus der Nibelungensage. Es hatte, wie alle berühmten Waffen großer Helden, einen Namen, und zwar *Balmung* (auch *Notung* oder *Nothung*). Balmung gehörte der Sage nach ursprünglich dem germanischen Göttervater Wotan. Siegfrieds Vater Siegmund, ein unehelicher Sohn Wotans, hatte es zuvor in seinen Besitz gebracht, indem er es heimlich aus der Esche *Yggdrasil* herauszog. Eine solche Heldentat wird in der Mythologie als Schwertprobe bezeichnet. Eine ähnliche Probe mußte bekanntlich auch König Artus bestehen; doch dazu später.

Siegmund hatte nicht lange Freude an seinem Schwert. Auf der Flucht geriet der Heimatvertriebene in die Wohnung des Riesen Hunding. Dessen Gattin Sieglinde erkannte in Siegmund ihren verschollenen Zwillingbruder wieder. Während der Riese seinen Schwager für den folgenden Tag zum Zweikampf forderte, ergriff diesen, der nahen Verwandtschaft ungeachtet, zur Hausfrau eine höchst erotische Neigung, die nicht ohne Folgen blieb. Wotan, ursprünglich gesonnen, seinem illegitimen Sohn zum Sieg zu verhelfen, wurde von seiner Gemahlin Fricka umgestimmt und ließ Siegmund durch dessen gleichfalls außerehelich zur Welt gekommene Halbschwester Brünnhilde das Todesurteil verkünden. Durch den Anblick des Geschwisterpaares gerührt, trotzte Brünnhilde jedoch der göttlich-väterlichen Weisung, so daß Wotan selbst eingriff und Siegmunds Schwert zerbrach. Hunding tötete den Wehrlosen und wurde seinerseits gleich darauf von Wotan niedergestreckt. Aus der Liebesnacht der Zwillingsgeschwister ging Siegfried hervor. Er wuchs bei dem zwielichtigen Zwerg Mime auf, der

zwar Tarnkappen und ähnliche Dinge schmieden konnte, aber die Stücke des von Wotan zerbrochenen Götterschwertes nicht wieder zusammenzufügen vermochte. Das tat Siegfried dann selbst. Dabei arbeitete er sowohl in der Legende als auch in Wagners Libretto alle wesentlichen Arbeitsschritte des Schmiedens ab: Er glühte die Waffe, schreckte sie in Wasser ab, ließ sie wieder an (d.h. er glühte sie nach dem Abschrecken erneut) und verformte sie bei hohen und niedrigen Temperaturen. Solchermaßen neu bewaffnet, machte Siegfried dann dem Drachen Fafner den Garau. Anschließend tötete er seinen Ziehvater Mime, der seinerseits versucht hatte, Siegfried umzubringen.

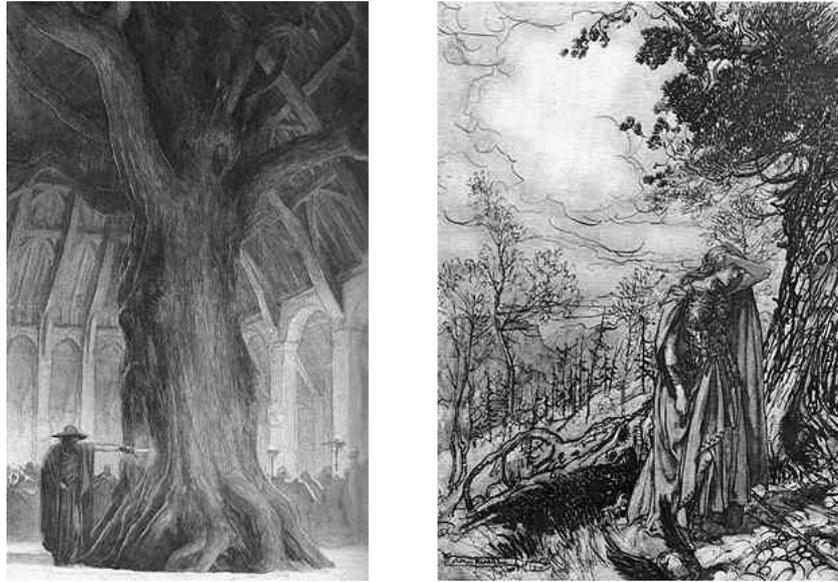


Bild 9.2: Wotan stößt Balmung in die Esche (links); die traurige Brünnhilde (rechts).

Auch nach Siegfrieds Tod kam Balmung wieder zum Einsatz. Nachdem Hagen Siegfried auf einem Jagdausflug ermordet hatte, ging das Schwert in den Besitz seiner Witwe Kriemhild über. Bekanntermaßen sann diese auf Rache, als sie vom Tod ihres Gatten und vom Komplott Hagens und ihres Bruders Gunther, dem König der Burgunder, erfuhr. Während einer großen Versöhnungsfeier auf der Burg ihres neuen Gemahls, des Hunnenkönigs Etzel, kam es zum

Kampf zwischen den Burgundern und den Mannen des Gotenkönigs Dietrich von Bern (siehe auch Seite 216). Nachdem Dietrich Hagen und Gunther bezwungen hatte, übergab er sie als Gefangene an Kriemhild. Diese wollte nicht nur Rache für den Tod Siegfrieds üben, sondern auch den Ort des Nibelungenschatzes von Hagen erfahren. Trotz der zugesicherten Schonung tötete sie Hagen und Gunther mit Siegfrieds Schwert Balmung und wurde anschließend selbst von Dietrichs Waffenmeister Hildebrandt getötet.

Doch nun zu einem anderen berühmten Helden, König Artus von England. Auch seine Geschichte ist rasch erzählt: Er war der Sohn von König Uther Pendragon und Herzogin Ygerna. Uther hatte sich so sehr in Ygerna verliebt, daß er den Zauberer Merlin dazu überredete, ihm die Gestalt ihres Ehemannes, des Herzogs von Cornwall zu geben. So hatte er Zugang zum Schloß Tintagel und zum Bett der Ygerna. Aus dieser Nacht ging ein Kind hervor. Nach der Geburt mußte Uther seinen Sohn an Zauberer Merlin übergeben, da dieser ihn damals als Unterpfand für seine Hilfe bei der Verführung der Ygerna verlangt hatte. Merlin vertraute das Kind dem Ritter Sir Ector an, der es auf den Namen Artus (Arthur) taufte und aufzog.

Nach Uthers Tod sollte derjenige rechtmäßiger König von Britannien werden, der sein Zauberschwert Excalibur (ursprünglich *Caliburn*) aus einem Fels, dem berühmten Marmelstein, ziehen konnte. Dort hatte es Uther kurz vor seinem Tode eingerammt. Bei einem Turnier konnte der jugendliche Artus als einziger aus einer großen Schar ausgewählter Ritter das Schwert aus dem Stein herausziehen und wurde nach der Niederschlagung einer anfänglichen Rebellion gegen ihn zum König gekürt. In zweiter Ehe freite er die schöne Genevra und gründete die bekannte schlag- und redegewandte Tafelrunde. In einem seiner ersten größeren Kämpfe brach das Schwert Excalibur allerdings wegen der Eitelkeit des jungen Recken auseinander. Merlin führte ihn an einen einsamen See, um dem jungen König eine zweite Chance zu geben. Aus dem See erschien eine Hand, die Artus ein neues Schwert reichte. Die Herrin des Sees belehrte den Recken, daß er das Schwert behalten dürfe, aber weniger Hochmut zeigen solle. Es hieß wiederum Excalibur und war eine Zauberwaffe, die Artus bei der Verteidigung seines Königreichs und bei der Niederschlagung der Heiden stets zu Siegen verhalf. In seiner letzten Schlacht gegen seinen mit der eigenen Schwester gezeugten Sohn Mordred wurde Artus tödlich verwundet. Im Sterben befahl er seinem treuen Ritter Bedivere, Excalibur in den nahen See zu werfen. Dieser tat, wie ihm geheißen. Als das Schwert auf die dunkle Wasseroberfläche auftraf, erschien eine Hand aus dem Wasser, ergriff Excalibur, schwang es dreimal und verschwand auf Nimmerwiedersehen im See.

Auch das Rolandslied weiß einiges vom Schwert und seinem Mythos zu berichten. Ritter Roland, der treueste Paladin Kaiser Karls, wollte in seinen letzten Atemzügen am Ende der verlorenen Schlacht von Roncevalles sein berühmtes Schwert *Durendal* dem Zugriff der anrennenden Mauren entziehen. Er schlug die Waffe gegen eine Felswand, um sie zu zerstören. Durendal trug allerdings nicht die geringste Scharte davon, sondern spaltete seinerseits den gesamten Felsen. Mit letzter Kraft drückte Roland dann sein Schwert bis über den Knauf in die Erde, wo es bis zum heutigen Tage ruht.

Auch Dietrich von Bern² hatte so manche Heldenklinge in der Hand. In jungen Jahren waren Kraft und Geschick des Goten bereits berühmt. Mit seinem Ausbilder Hildebrandt zog der junge Recke raufend durch die Lande, um seinen Ruhm zu mehren. In einem Kampf besiegte er Grim und Hilde, ein räuberisches Riesenpaar, das im Lande ringsum Angst und Schrecken verbreitet hatte. Als unüberwindliche Waffe trug der junge Held seither das von ihnen erbeutete herrliche Schwert *Nagelring*, welches ursprünglich aus einer Zwergenwerkstatt stammte. Eines Tages tauchte in Person des riesenhaften Helden Ecke ein wahrhaft ehrfurchtgebietender Gegner vor Dietrichs Schloß auf und forderte diesen zum Kampf. Dietrich weigerte sich zunächst trotz aller Provokation, gegen den Herausforderer anzutreten. Laut der Dietrichssage sprach der König ganz gemäß dem ritterlich-heldischen Ehrenkodex: „*Du hast mir Laides niht getan.*“ Auch die verlockende Aussicht auf Beute, immerhin der berühmte Harnisch von König Ortnits und das Schwert *Sachs* (*Eckesachs*), beides im Besitz Eckes, war für Dietrich keine ausreichende Motivation. Ecke aber zwang den Kampf herbei, unterlag, verweigerte aus Schmach die ritterliche Gnade, und Dietrich versetzte ihm schließlich widerwillig den Todesstoß. Dietrich beklagte seinen gefallenen Gegner mit den Worten: „*wan ich nie degen han gesehen, sus nach dem tode loufen, verflucht sich selbst um dieses Mordes willen, nennt sich geschlagen von der unsaelde, will sich einmauern lassen.*“ Nach diesem Kampf wider Willen tauschte Dietrich sein Schwert Nagelring gegen das Schwert Eckesachs ein. Später wurde mit dieser berühmten Waffe die im Blutrausch rasende, den Tod Siegfrieds rächende Witwe Kriemhild gestoppt.

Eine weitere Geschichte in dieser Reihe wird von Wittich (Witege), dem Sohn von Wieland dem Schmied, berichtet. Wittich war ein Gefolgsmann des Dietrich von Bern. Er wollte sein Schwert *Mimung*, welches als Meisterstück seines Vaters Wieland galt, nicht in die Hände nahender Feinde fallen lassen und stürzte sich mit ihm von einer Klippe hinab ins Meer. Das Schwert war

²Dietrich von Bern ist identisch mit dem Gotenkönig Theoderich.

allein deshalb schon so berühmt, weil Wittich der einzige von Dietrichs Rittern war, der sich damit jemals stärker als der König selbst erwiesen hatte. Es gibt noch diverse weitere Beispiele in dieser Rubrik, die allerdings meist Variationen ähnlicher Geschichten im Gewande unterschiedlicher Legenden sind. So etwa die Sage von Sigurd. Dieser war Siegfrieds ursprüngliches Vorbild und Heldenkollege aus den älteren germanischen und nordischen Sagas. Er unterstützte den Schmied Regin dabei, das drachentötende Schwert *Gram* zu schmieden. Im Drachenblute härtete dann Sigurd selbst die Klinge seines Schwertes. Dies ist weitgehend identisch mit der später entstandenen Nibelungensage.

Ähnliche Varianten tauchen auch in der irischen Heldensage in Form des Helden Cuchulainn auf, der ebenfalls mit einem mit übernatürlichen Kräften ausgerüsteten Schmied zusammenarbeitete. Aber auch der moslemische Kulturkreis kennt derartige Geschichten. Eine der heiligsten Reliquien des Islam war das Schwert des Propheten Mohammed. Diese Waffe trug den Namen *Dzulfagar*. Das Schwert mit zweigespitzter Klinge fungierte auch als Hauptmotiv auf Janitscharenfahnen und Schilden der Delibasch in den Balkankriegen zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert.

9.3 Justitia und die Waffe der Scharfrichter

Warum trägt die Schutzpatronin des Rechtsprechung, Justitia, neben der Waage eigentlich noch ein Schwert? Die Waffe repräsentiert die strafende Macht des Gerichtes. Wie die Waage als Attribut der Göttin die Gerechtigkeit das Fällen des Urteils nach dem Abwägen der Standpunkte streitender Parteien oder der Schuld eines Angeklagten ausdrückt, so symbolisiert das Schwert in erster Linie den Vollzug des gefundenen Rechts.

Die Waffe als Symbol für die Vollstreckung eines Urteils stammt noch aus Zeiten, in denen die Richter ein Schwert als Teil ihrer Alltagskleidung trugen. Das Schwert der Justitia weist darauf hin, daß auf dem Thingplatz oder unter der Gerichtslinde der Richter allein das Recht hatte, Waffen zu tragen. Alle anderen hatten das gewohnte Schwert abzulegen, um die Rechtsfindung in befriedeter Umgebung zu ermöglichen. So stand das Schwert auch für den Anspruch der Gemeinschaft, die Durchsetzung des Rechts allein durch die Justiz zu dulden und Selbstjustiz zu unterbinden.

Was aber hatte es noch mit diesem Richtschwert auf sich? Schon seine Gestalt unterschied es von allen anderen Waffen. Es war in Form und Beschaffenheit nicht auf typische Kampfsituationen, sondern nur auf einzelne, schwere

Hiebe abgestimmt. Aus diesem Grund fehlte dem Richtschwert fast immer die Klingenspitze, manchmal auch die Parierstange. Man konnte also nicht damit zustechen wie mit einem gewöhnlichen Schwert. Die Klinge war hingegen meist aus bestem Stahl und die Schneide sorgfältig scharf geschliffen.

Viel Glaube und Aberglaube umgab dieses Schwert des Todes. Ein typischer Mythos entstand im Mittelalter aus der Furcht, daß ein Schwert, das Zeit seiner Existenz nichts tut als Gefesselte zu enthaupten, allmählich Gefallen daran findet und vom Bösen der Verbrecher beseelt wird. Schließlich dürstete es dann womöglich selbst nach Mord und Tot. Richtschwerter waren oft altehrwürdige Waffen, die sich seit Generationen im Besitz einer Familie befanden. Auf ihren Klingen waren bisweilen düstere Sinnsprüche eingraviert, und manches Schwert umgab sich mit finsternen Legenden.

Die Träger der Richtschwerter, die Scharfrichter, standen im Mittelalter in geringem Ansehen. Sie galten als unrein und gefährlich. Im täglichen Leben wurden sie oft gemieden und diffamiert. Sie durften kein städtisches Amt ausüben, keinen Grund erwerben und wurden auch nicht in Zünfte aufgenommen. Diese niedrige soziale Position wurde auch auf die Kinder übertragen, so daß sich die Henkertätigkeit oft von einer Generation zur nächsten vererbte: Kinder von Henkern konnten ihrerseits auch nur Henker werden, andere Berufe standen ihnen nicht offen. Auch in der Wahl seiner Frau wurden dem Henker Beschränkungen auferlegt; ihnen war es nur erlaubt, in andere Henkersfamilien einzuheiraten. So entstanden regelrechte Henkersdynastien. Die berühmtesten Sippen waren die Sansons in Frankreich, welche auch König Ludwig XVI. und Marie Antoinette guillotinierten, oder die Deibles in Deutschland.

Neben den Hinrichtungen hatte der Scharfrichter noch weitere Aufgaben zu erfüllen, die kein vermeintlich anständiger Bürger erledigen wollte. Dazu zählten Folterungen, die Säuberung der Kloaken, das Vergraben verendeten Viehs auf dem Schindanger, die Zurschaustellung von Delinquenten am Pranger und die Aufsicht über die Prostituierten. Im römischen Reich mußte der Henker sogar außerhalb der Stadt wohnen. Innerhalb der Stadt mußte er andere mit einer Glocke vor sich warnen. Im Mittelalter hauste der Henker in einem Verschlag in der Stadtmauer und mußte in der Öffentlichkeit auffällige Kleidung tragen. Es fand sich kaum jemand, der freiwillig dazu bereit war, diesen blutigen Beruf auszuüben. Deshalb wurden anfangs nur solche Leute zum Scharfrichter ernannt, die dazu gezwungen werden konnten. Im römischen Reich waren das hauptsächlich Sklaven und Legionäre. Bis ins vorige Jahrhundert hinein schrieb der Volksglaube dem Blut von Enthaupteten Heilkräfte zu. Deshalb drängten sich stets Menschenmassen um ein Schafott, um das Blut aufzufan-

gen. Blutgetränkte Tücher von zwei enthaupteten Mördern wurden noch 1864 von den Henkersknechten für zwei Taler das Stück an die Menge verkauft. Ein Knöchelchen eines Gehängten in der Briefftasche hingegen sollte vor Geldsorgen schützen. Splitter vom Galgen oder Schwert wurden als Glücksbringer im Volk hoch gehandelt.

Die Verurteilungs- und Hinrichtungsriten trieben bisweilen seltsame Blüten im Mittelalter. Nachdem der Richter das Urteil gesprochen hatte, wurden dem Angeklagten in der Regel diverse Vergünstigungen zuteil. Er konnte den Massenkerker gegen eine Einzelzelle tauschen, sich zu Essen und zu Trinken bestellen, was das Herz begehrt, und selbst der Wunsch nach weiblicher Gesellschaft wurde bisweilen erfüllt. Der Grund waren aber nicht etwa humanitäre Überlegungen, dem Verurteilten sein bevorstehendes Schicksal zu erleichtern, sondern vielmehr Aberglaube. Die Menschen dachten, daß bei einer Hinrichtung nur der Körper stirbt, aber nicht die Seele. Sah der Delinquent dem Tod gefaßt ins Auge, so glaubte man, fand seine Seele Ruhe und ging direkt in das Reich der Seelen über. Starb ein Verurteilter jedoch im Zorn, blieb seine Seele womöglich auf der Erde um Rache zu üben. Besonders starke Seelen wie beispielsweise Verbrecherseelen konnten dabei schwere Schäden anrichten. Daher tat man alles, um den Verurteilten zu besänftigen. Ebenso versuchten alle am Tode eines Verbrechers beteiligten Personen, die Verantwortung von sich zu weisen. Der Richter übergab den zum Tod Verurteilten an einen Nachrichtler und entledigte sich so der unmittelbaren Verantwortung. Dieser wiederum beschuldigte den Henker, welcher sich selbst bei seinem Opfer entschuldigte und dem Richter die Schuld gab. Im alten Athen wurde sogar nach der Tat das Beil vor Gericht gestellt, für schuldig befunden und anschließend verbrannt oder im Meer versenkt. Die Angst vor der Rache des Toten war auch der Grund dafür, daß Henker bevorzugt während des letzten Gebets des Angeklagten zuschlugen. Denn wer betet, kann nicht gleichzeitig zornig sein.

Fast alle Henker trugen bei der Ausübung ihres Berufes eine Kapuze. Dies taten sie aber nicht etwa, um anonym zu bleiben, da sie in der Regel ohnehin stadtbekanntere Persönlichkeiten waren. Vielmehr versuchten sie sich durch diese Maßnahme vor einem Fluch oder dem bösen Blick des Delinquenten zu schützen. Eine berühmte Hinrichtung, allerdings durch das Beil und nicht durch das Schwert, war die der Maria Stuart am 8. Februar 1587. Die erst 44jährige ehemalige Königin von Schottland wurde nach 18 Jahren Gefangenschaft auf Befehl der englischen Regentin Elisabeth I. hingerichtet. Maria Stuart wurde auf das Schafott geführt, wobei sie vollkommen ruhig war. Sie trug dabei ein purpurnes Unterkleid, die Farbe des Märtyrertums. Auf dem Schafott bat

der Henker die ehemalige Herrscherin nach alter Sitte um Verzeihung. Danach wurden dieser die Augen verbunden und die Verurteilte beugte sich über den Holzklotz. Nach einem kurzen Gebet gab sie dem Henker ein Zeichen, daß sie bereit sei. Der Henker schlug zu, traf aber nur den Hinterkopf. Dieser Schlag reichte nicht aus, um die Delinquentin zu töten. Der Henker schlug erneut zu. Dieser Schlag traf zwar den Hals, trennte ihn aber nicht vom Rumpf. Erst durch das Zerschneiden der letzten Muskelstränge fiel der Kopf der Königin zu Boden. Mit den Worten „*Es lebe die Königin*“ hob der Henker den Kopf der Enthaupteten an den Haaren empor, um ihn der Menge zu präsentieren. Doch dieser polterte mit Getöse zu Boden, da Maria Stuart bei der Hinrichtung eine Perücke getragen hatte.

Eine andere, besonders in unseren Breiten oft zitierte Hinrichtung war die des Viktualienbruders Klaus Störtebeker (Klaus Stürz-den-Becher) und seiner Gefährten am 20. Oktober 1401. Nach dessen Ergreifung gab sich die Hansestadt Hamburg den Beinamen *Domitrix piratarum* (Bändigerin der Piraten). Die Stadt machte den Piraten innerhalb von sechs Monaten den Prozeß. Das Urteil lautete „*schuldig*“ und die Strafe konnte deshalb nur lauten „*Halsgericht*“, also Tod durch Enthauptung mit dem Richtschwert. Scharfrichter Rosenfeld und Abdecker Knoker hatten am Hinrichtungstag mehr als 70 Enthauptungen durchzuführen. Sie erhielten mit zwölf Mark für den Henker und drei Mark für den Abdecker eine stattliche Entlohnung. Für eine Mark konnten damals immerhin vier Kühe oder drei Fässer Bier gekauft werden. Einen Tag zuvor wurde ein großes Viereck eingezäunt, das als Richtstätte dienen sollte. Am Tag der Hinrichtung bewegte sich ein langer Zug auf diesen Platz zu, an der Spitze Rosenfeld mit seinem furchtbaren Schwert, gefolgt von einem Pater und einem Gerichtsangestellten, dahinter die aneinandergefesselten 73 Piraten. Einige letzte Wünsche soll Klaus Störtebeker den Hamburgern abgerungen haben, nachdem jeder Versuch seinerseits gescheitert war, sich freizukaufen. Unter anderem bot er ihnen an, all jene Schiffe auszuliefern, deren Masten mit Gold und Edelsteinen gefüllt seien. Die Masten waren in der Tat das Lieblingsversteck von Störtebeker für seine Beute gewesen. Abenteurer suchen noch heute an den Klippen diverser Ostseeinseln nach den Schatz-Masten des Viktualienbruders. Außerdem wollte Störtebeker für seine Freilassung die gesamte Hansestadt mit einer Goldkette umlegen. Die Hamburger ließen sich auf solche Händel nicht ein, gewährten dem Piraten aber zwei Wünsche. Einerseits wurde Klaus und seinen Mannen gestattet, in schönsten Gewändern vor das Schafott treten zu dürfen. Andererseits soll ihm die Stadt zugesagt haben, all jene seiner Kollegen zu begnadigen, an denen er nach seiner Enthauptung noch vorbeischreiten könne.

Scharfrichter Rosenfeld machte kurzen Prozeß und trennte mit seinem Schwert Störtebekers Kopf vom Rumpf. Doch dann passierte das Unvorstellbare. Der kopflose Klaus stand angeblich auf und schritt die Reihen seiner Leidensgenossen ab, gelangte so bis zum elften Mann, bevor der Henker, der um seine Entlohnung bangte, dem Enthaupteten den Richtblock vor die Beine warf (alternative Version: ein Bein stellte) und Störtebeker stürzte. Dennoch wurden alle Piraten an diesem Tag hingerichtet, das Versprechen also nicht eingehalten. Die Köpfe der Viktualienbrüder wurden zur Abschreckung auf Holzpflocke aufgespießt. Scharfrichter Rosenfeld selbst soll es übrigens nicht besser ergangen sein als seinen Kunden. Nachdem er seine Arbeit verrichtet hatte, soll er von einem Ratsherrn gefragt worden sein, ob er denn nun müde sei. Rosenfeld soll geantwortet haben, er wäre keineswegs müde und hätte sogar noch Kraft genug, den kompletten Rat der Stadt zu enthaupten. Diese Äußerung soll ihn seinerseits den Kopf gekostet haben.

9.4 Männer in Metall — Die Ritter

Ritter waren mittelalterliche Krieger, die zu Pferd kämpften und – zumindest in der Theorie – einen Ehrenkodex bei der Ausübung ihres Waffendienstes befolgten. Ab dem 11. Jahrhundert wurden Ritter mit der Lehnsfähigkeit belohnt, das heißt, sie durften selbst Land verpachten. Das erhaltene Lehen bedeutete einen sozialen Aufstieg. Ritter wohnten in festen Burgen und verpflichteten sich mit einem Schwur zur Treue gegenüber ihrem Lehnsherren. Neben der in Feudalgesellschaften üblichen Loyalität enthielt der Ehrenkodex der Ritter auch den Schutz der Kirche, der Schwachen und der Witwen und Waisen.

Im Krieg, dem eigentlichen *Arbeitsplatz* des Ritters, blieb dieser in der Schlacht stets in der Nähe seines Königs oder Fürsten, um ihm in schwierigen Situationen zur Seite zu stehen. Für einen Ritter bestand die Kriegskunst in direktem Angriff und im offenen Kampf Mann gegen Mann. Wohlüberlegte Aufstellung der Truppen, Einkesselung, gar eine Falle, ein Hinterhalt oder ähnliche strategische Tricks lehnte ein *wahrer* Ritter als unehrenhaft ab.

Die Rüstung des Ritters war eine Vorrichtung zum Schutz des Körpers im Kampf. Sie bestand aus unterschiedlichen Materialien, meist jedoch aus Metall. Die älteste Schutzvorrichtung ist das Schild, die älteste am Körper getragene Rüstung ein breiter Gürtel zum Schutz des Unterleibs sowie einfache Schuppenpanzer. Im frühen Mittelalter hatte die Rüstung noch einen ähnlichen Aufbau wie bei den Römern. Im 11. Jahrhundert bestand sie aus einem bis zu den

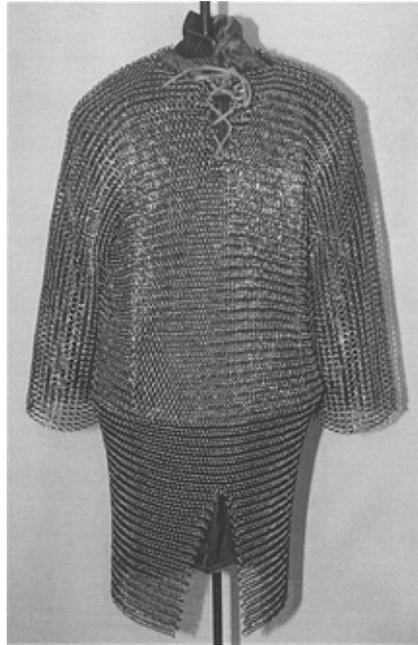


Bild 9.3: Nachbildung eines langen mittelalterlichen Kettenhemdes mit einem Gewicht von etwa 12 kg. Die Ringdurchmesser betragen 9 Millimeter.

Oberschenkeln reichenden Kettenhemd mit halblangen Ärmeln und einem konischen Helm mit Nasenschutz. Im 12. Jahrhundert erhielt das Kettenhemd eine Kapuze, die Ärmel wurden länger und endeten in Fausthandschuhen. Kettenstrümpfe schützten die Beine. Kettenpanzer gab es schon lange vor dem europäischen Mittelalter in anderen Kulturen. Im nahen Osten wurden Kettenpanzer bereits vor der Zeitenwende getragen. Auch die Römer und später die Wikinger kannten Kettenpanzer mit vernieteten Ringen.

Ein Kettenhemd, das aus immerhin bis zu 250.000 einzelnen Metallringen bestand, wog ohne weiteres mehr als 10 Kilogramm. Zur Fertigung wurde etwa ein Kilometer Draht verbraucht. Er mußte von Hand gewickelt und geschnitten werden. Bisweilen wurden die Ringe vernietet. Das heißt, daß jeder Ring, nachdem er eingeflochten wurde, mit einer oder zwei kleinen Nieten geschlossen

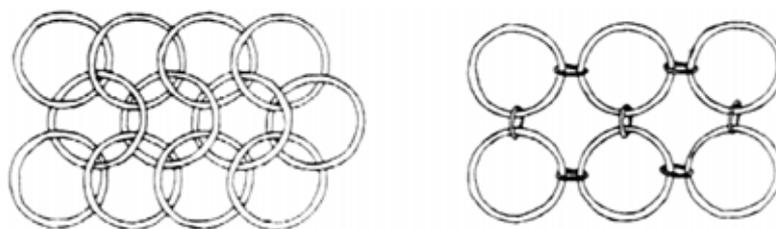


Bild 9.4: Ringgeflecht beim Kettenhemd, links: europäisch, rechts: persisch.

wurde. Dazu gehörten wieder viele Arbeitsschritte. Aber nicht nur die Drahtverarbeitung war aufwendig, auch die Herstellung eines guten Drahtes selbst war ein schwieriges Geschäft. Eisen wurde im Mittelalter in Europa in ein bis zwei Meter hohen Rennöfen gewonnen (siehe dazu Seite 76). Aus den erzeugten Luppen mußte der Draht geschmiedet werden. Dazu wurde das Stück auf einem Amboß angeflacht, um 90 Grad gedreht und wieder angeflacht. Dieser Vorgang wurde oft wiederholt, so daß das Stück immer länger und dünner wurde. Im Hochmittelalter wurde schließlich das Drahtziehen erfunden. Dabei zog man ein lang und dünn ausgeschmiedetes Stück Eisen durch ein Loch in einem Stahlblock, wodurch das Stück etwas dünner und länger wurde. Dieser Vorgang wurde mit immer kleineren Löchern wiederholt, bis eine Dicke erreicht wurde, die für Kettenhemden geeignet war. Erst diese Fertigungstechnik erleichterte die Herstellung von Kettenpanzern in einem Maße, daß sich das Kettenhemd auch als Rüstung für gemeine Soldaten durchsetzte.

Insbesondere ein vernietetes Kettenhemd konnte sich also vor der Erfindung und Verbreitung des Drahtziehens nur jemand leisten, der sehr wohlhabend war. Kettenhemden widerstanden zwar Schwerthieben, boten aber keinen Schutz gegen Speerspitzen, Pfeile und gewaltige Hiebe. Eine gepolsterte Kleidung unter der Kettenrüstung und ein Schild waren daher außerdem nötig. Im 11. Jahrhundert bestand die angesehenste Kampftechnik darin, mit der Lanze unter der rechten Achsel anzugreifen. Die linke oder Schildseite des Ritters war immer dem Feind zugewandt. Das ovale Schild wurde deshalb verlängert und lief unten spitz zu, so daß es den Reiter von den Augen bis zu den Knien schützen konnte. Dieser Schutz zwang den Kämpfer jedoch in eine sehr starre Haltung. Nachdem die Helme ein Visier erhalten hatten, wurde das Schild oben gerade ausgebildet. Nach der Einführung eines stabilen Knie- und Schienbeinschutzes wurde die untere Spitze des Schildes verkürzt.



Bild 9.5: Der Ritter und sein Handwerkszeug. Von links: italienisches Breitschwert, schottisches Schwert, italienisches mittelalterliches Schwert, normannisches Schwert, hochmittelalterliches Breitschwert.

Da das Gesicht des Ritters wegen des Visiers nicht zu erkennen war, wurden Erkennungsmerkmale auf Schild, Waffenrock, Wimpel und der Pferddecke angebracht. Dies war der Ursprung der Heraldik. Die Kreuzritter trugen einen ärmellosen Mantel als Schutz gegen die Sonne über ihrem Kettenhemd. Die Mäntel waren mit Emblemen von Wappen verziert.

Bolzen, die von den zu Beginn des 14. Jahrhunderts eingeführten Armbrüsten abgeschossen wurden, konnten Kettenhemden leicht durchdringen. Daher wurden Vorrichtungen notwendig, die Geschosse abhalten konnten. Diese standen um 1350 zur Verfügung, als starre Rüstungen für Arme und Beine entwickelt und kleine Schutzplatten an der Innenseite der Mäntel angebracht wurden, die man als Panzermantel oder Schuppenpanzer bezeichnete. Das locker sitzende Kettenhemd wurde über den Kopf gezogen, der Panzermantel, der eng anliegen mußte, war vorne zu öffnen.



Bild 9.6: Die mittelalterliche Kopfbedeckung. Von links: prunkvoller Spangenhelm, mittelalterlicher Turnierhelm, normannischer Helm, Kreuzritterhelm.

Die vollständige Rüstung, die Anfang des 15. Jahrhunderts, also im Spätmittelalter, aus festen Platten entwickelt wurde, wird auch als gotisch bezeichnet. Sie betont die vertikalen Linien und hat einen Umriß, der an die gotische Architektur erinnert. Auf dieser Stufe war vom ursprünglichen Kettenhemd nur noch ein Halskragen übriggeblieben, der bis zum Helm hinaufreichte. Dieser war nach wie vor geschlossen, hatte jetzt aber eine elegantere Form als der traditionelle Topfhelm und konnte durch ein aufklappbares Visier vor dem Gesicht geöffnet werden. Um etwa 1.500 änderten sich die Rüstungen, wobei die runderen Formen, die für die Renaissance typisch waren, dominierten. Eine Variante, die in Deutschland wegen ihrer größeren Festigkeit bevorzugt wurde, hatte gewellte Oberflächen. Das entscheidende Problem bei der Fertigung von Rüstungen war das Gewicht. Eine vollständige kampftaugliche Ausstattung sollte nicht mehr als 30 Kilogramm wiegen und einem Ritter volle Beweglichkeit garantieren, so daß er im Notfall ohne Steigbügel auf ein Pferd aufsitzen konnte.

Für ihre Kampfspiele hatten die Ritter spezielle Turnier-Rüstungen. Diese waren bis zu doppelt so schwer, da bei ihnen die Sicherheit eine größere Rolle spielte als die Beweglichkeit der Ritter. Turniere waren eine spannende und ruinöse Inszenierung des ritterlichen Zweikampfes als Schauspiel, bei dem es reichlich Tote und Verletzte gab. Der Ritter startete vor Waffen, die er in verschiedenen Arten des Kampfes einsetzte. Dazu gehörten beispielsweise der *Runddolch* und der *Stilettdolch*, die im Nahkampf dazu dienten, seinem Geg-

ner mit gezielten Stichen zu verletzen. Die *Lanze* diente dazu, im Falle eines Aufpralls den Gegner als erster zu erreichen. Mit dem *Stoßschwert* konnte man schlitzten sowie Rüstungen durchstoßen. Das *Falchion* war eine Säbelwaffe, mit der man eine Rüstung mit einem Schlag einschneiden konnte. Der *Bidenhänder* war eine Standardwaffe zum Austeilen gewaltiger Hiebe. Mit der Reiteraxt, einer Schlagwaffe, fügte man dem Gegner tiefe Wunden zu. Der *Streitkolben* wurde meistens im Nahkampf benutzt. Der *Kriegshammer* diente dazu, dem Gegner Löcher in den Kopf zu hauen.

Zwei weitere wirkungsvolle Waffen, Wurfspeer und Bogen, beherrschte ein Ritter zwar, benutzte sie aber nur auf der Jagd. Im Kampf gegen andere Ritter galten diese Distanzwaffen als unehrenhaft. Nach dem Kodex der Ritter ging der Kämpfer mit ihrer Benutzung dem ritterlichen Zweikampf aus dem Weg und entlarvte sich somit als Feigling.

Eindrucksvolle Beispiele zur Bedeutung des Rittertums und ihrer Waffen an kriegsentscheidenden Stellen gibt es insbesondere aus dem hundertjährigen Krieg zwischen England und Frankreich. In diesem längsten aller europäischen Kriege (1337–1453) gab es zwei entscheidende Entwicklungen in der mittelalterlichen Kriegsführung. Zum einen setzten sich die zuvor als unritterlich verachteten Waffengattungen der Langbögen und Kanonen durch. Zum anderen wurde erstmals im Mittelalter ein stehendes Heer aufgestellt, und zwar von König Karl VII. von Frankreich. Seine sogenannte Ordonnanz-Kompanie bestand aus insgesamt 1.500 Rittern mit je 5 Gefolgsleuten.

Es gab in dieser Zeit zwei besonders wichtige Schlachten, für deren Ausgang die Benutzung des englischen Langbogens gegen feindliche Ritter entscheidend war. Die französischen Ritter lehnten, anders als ihre Kollegen jenseits des Kanals, die Benutzung des Bogens gegen Ritter bis zum Ende des Krieges ab. Um diesen unter militärischen Gesichtspunkten völlig unvernünftigen Hochmut zu verstehen, muß man sich ein genaueres Bild von jener Zeit machen. Frankreich hatte zu Beginn des hundertjährigen Kriegs etwa fünfmal so viele Einwohner wie England und verfügte über eine riesige Schar von Rittern. Französisch waren Sprache und Erziehung des gesamten europäischen Adels, übrigens auch des englischen. Selbst am Hof des Papstes, der seit 1346 in Avignon residierte, wurde Französisch anstatt Lateinisch gesprochen.

Wer sich im 14. Jahrhundert also mit der Großmacht Frankreich anlegen wollte, brauchte sich über die Größe und Macht dieses Gegners keine Illusionen zu machen. Dies war die Situation zur Zeit der Schlacht von Crécy bei Abbeville im Jahre 1346. Die 20.000 Mann starke Truppe der eindringenden Engländer sah sich einem stolzen Heer von 68.000 Mann gegenüber, darunter

tausende gepanzerte, schwer bewaffnete Ritter auf prächtigen Pferden und mit wehenden Bannern. Frankreichs berufliche Schwertträger waren zu jener Zeit hochmotiviert und kampferprobt. Aber die ritterlichen Techniken laufen ins Leere, wenn der Gegner die Spielregeln ändert. Die englischen Ritter kämpften nämlich in dieser Schlacht erstmals nicht mehr standesgemäß hoch zu Pferd mit dem Schwert Mann gegen Mann, sondern ließen den niederen Bogenschützen mit ihren neu entwickelten Langbögen den Vortritt. Diese zielten auf die Pferde und dezimierten das zahlenmäßig weit überlegene französische Ritterheer. Mit Speißen und langen Messern machte sich das Fußvolk dann recht unritterlich wie mit Dosenöffnern über die gestürzten Ritter her. In der Schlacht starben 4.000 Franzosen, darunter die edelsten der heimischen Ritter. Dies war für damalige Zeiten eine erschreckend hohe Zahl. Damit bedeutete die Schlacht von Crécy nicht nur eine Niederlage für das prächtige französische Heer, sondern auch den beginnenden Niedergang des Rittertums und seiner veralteten, formalisierten und überaus unpraktischen Kampftechniken. Nicht Schlachtroß, Lanze und Schwert, sondern der Langbogen erwies sich hernach als wichtigste Heereswaffe des Jahrhunderts. An der Schlacht von Crécy nahm auch der 16jährige Sohn von König Edward III. teil. Dieser trug auch die Beinamen *Schwarzer Prinz* und *Blume der Ritterschaft*. Er wurde in den folgenden Jahren einer der gefürchtetsten Heerführer auf englischer Seite. Mit nur 1.000 Rittern zog er verwüstend und brandschatzend durch französisches Land. Er führte dabei nicht nur Knappen und walisisches Fußvolk, sondern auch 2.000 Bogenschützen mit, doppelt so viele wie Ritter.

Im gleichen Krieg, allerdings fast 60 Jahre später im Jahre 1415, wurde mit der Inthronisierung des legendären Soldatenkönigs Heinrich V. der Hundertjährige Krieg von englischer Seite erneut angefacht. Heinrich schlug in der Schlacht von Azincourt mit seinen Langbogenschützen das fünffach überlegene Heer Frankreichs vernichtend. Ein Großteil Frankreichs inklusive der Hauptstadt Paris wurde in der Folge von den Engländern besetzt und König Heinrich V. im Jahr 1416 von Burgund als König von Frankreich anerkannt.

Auch aus finanzieller Hinsicht war die Einführung des Langbogens und die abnehmende Bedeutung des Schwertes eine wichtige Entwicklung. Einen Ritter in Schlachtenlaune zu halten, kostete zur Zeit des hundertjährigen Krieges pro Tag immerhin so viel wie der Sold für vier Bogenschützen oder die Miete für einen Ochsenkarren für 20 Tage. Ein Bauer mußte dafür etwa zwei Jahre lang hart arbeiten. Aber nicht nur Waffen und Rüstung des Ritters waren aus Metall, auch das eine oder andere Körperteil mußte nach einer Schlacht vom Schmied ersetzt werden. Berühmtes Beispiel ist Ritter Götz von Berli-

chingen. Dieser hatte 1504 im Kampf vor Landshut seine rechte Hand verloren. Er ließ sich im folgenden Jahr vom Dorfschmied zu Oinhausen eine eiserne Hand anfertigen. Die Hand war roh gearbeitet, und die vier Finger waren nur zusammenhängend beweglich. Später ließ sich Ritter Götz eine zweite, kunstvollere gearbeitete Eisenhand herstellen. Sie befindet sich heute auf der Burg Jagsthausen. Das Handgelenk, der Daumen und alle Fingerglieder sind in dieser Version einzeln beweglich und bleiben auch in jeder Stellung stehen. Durch drei Druckknöpfe kann man das Handgelenk, den Daumen und die Fingergelenke wieder zurück in Streckstellung springen lassen.

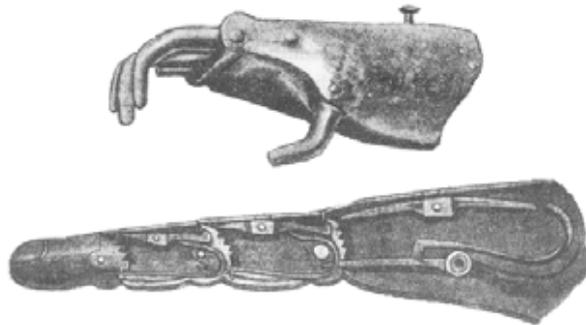


Bild 9.7: Die beiden Eisenhände des Götz von Berlichingen.

9.5 Waffen aus Damaszener Stahl

Damaszener Stahl, kurz auch als Damast-Stahl bezeichnet, ist ein Eisen-Verbundwerkstoff, bei dem zwei in ihrer Zusammensetzung unterschiedliche Stahlsorten so verschweißt werden, daß die ausgeschmiedete Klinge eine feine vielschichtige Lagenstruktur beider Ausgangsmaterialien aufweist. Seit frühester Zeit wurden Waffen aus Damaszener Stahl wegen ihrer bleibenden Schärfe, Härte und Zähigkeit geschätzt. Auch heute noch ist Damast-Stahl ein gefragter Werkstoff für wertvolle Messer, Schwerter und Dolche.

Damast von guter Qualität ist bis heute nur durch Handarbeit herzustellen. Aus diesem Grund ist keine Klinge wie die andere, jede besitzt ein anderes Muster und unterschiedliche mechanische Eigenschaften. Das auffälligste Merkmal aller nicht-japanischen Damastsorten ist die außen nach Anätzen sichtbare ge-

musterte Oberfläche, die den inneren Schichtaufbau des Materials erahnen läßt. Diese Oberflächenstruktur ist für den jeweiligen Damast charakteristisch und unterscheidet sich stets von Klinge zu Klinge.

Der Name des Damaszenerstahls geht vermutlich auf die syrische Stadt Damaskus zurück, die seit der Antike einer der wichtigsten Handelsplätze des alten Orient nicht nur für Stähle war. Schon der römische Kaiser Diocletian ließ zwischen den Jahren 284 und 305 n. Chr. Waffenfabriken in Damaskus erbauen. Bis zur Einnahme der Stadt durch den afghanisch-mongolischen Eroberer Timor 1401 stand dort die Kunst des Damaststahlschmiedens und der Stahlhandel in Blüte. Die überlebenden Waffenschmiede wurden vom Sieger nach Samarkand verschleppt. Eine alternative Erklärung der Herkunft des Wortes bezieht sich auf das arabische Wort *damas*, was soviel bedeutet wie wäbrig oder fließend. Dies könnte die feinen Linien auf dem fertigen Schwert andeuten.

Wegen der regionalen Unterschiede der Verbundstahltechnik war der Name Damaszenerstahl auch im Orient selbst nicht als Sammelbegriff gebräuchlich und wurde erst in jüngerer Zeit geprägt. Im Orient kursierten statt dessen speziellere Begriffe für bestimmte Schmiedeschulen und Damastsorten wie *Fulat*, *Bulat*, *Kara Taban*, *Kara Khorassan* oder *Hindi*.



Bild 9.8: Geätztes Muster auf Damaststahl.

Bereits in frühen Zeiten erkannten Schmiede und Metallurgen, daß sie entweder hartes und sprödes oder aber weiches und zähes Eisen herstellen konnten. Ein zu hartes Schwert würde im Kampf beim ersten Hieb zerbrechen. Eine zu weiche Waffe würde im Kampf stumpf werden und sich verbiegen. Eine für den Kampf taugliche Waffe mußte also eine optimale Verbindung beider Eigenschaften aufweisen. Die ersten Versuche, diese Forderung zu erfüllen, sind vermutlich älter als zweieinhalb Jahrtausende.

Die Lösung gelang den Metallurgen mit der Herstellung des Damaszenerstahls. Bei diesem Verfahren wurden harte und weiche Eisenbarren (Luppen, Seite 76) aufeinandergelegt und dieses Paket bis zur Weißglut erhitzt. Die verschieden harten Stücke stammten dabei sicherlich von reduzierten Eisenerzen mit unterschiedlichen Gehalten an Begleitelementen, insbesondere Kohlenstoff. In einigen Fällen ist sogar vorstellbar, daß Meteoreisen als weiches Material Verwendung fand. Diese Verbundpakete wurden flachgehämmert, abgeschreckt und in Längs- oder Querrichtung geteilt. Die beiden Hälften legte man dann erneut im Verbund aufeinander. Dieser Vorgang mußte mehrfach wiederholt werden. Schmiede bezeichnen diesen Arbeitsgang als *Falten* oder *Feuerverschweißen*. In Europa waren bei guten Stücken 300 bis 400 Lagen üblich. Gute japanische Klingen weisen bis zu 1.000 Lagen auf. Dies entspricht etwa 8 bis 9 Faltungen. Die besten Klingen mit über einer Millionen Lagen wurden über 18mal gefaltet. Aufgrund der unterschiedlichen Anätzbarkeit durch Säuren läßt sich die Anzahl der Lagen durch chemische Methoden gut sichtbar machen und am Mikroskop bestimmen.

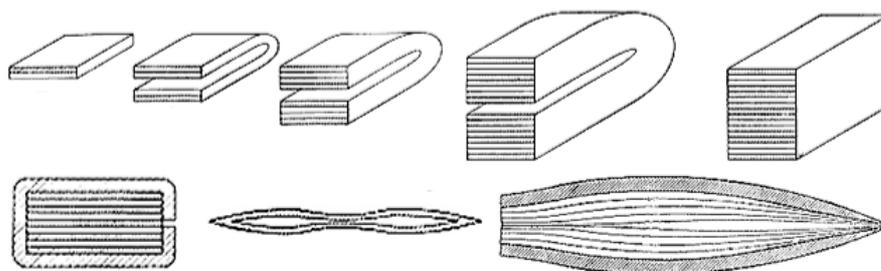


Bild 9.9: Arbeitsschritte bei der Fertigung eines Schwertes aus Damastverbundstahl.

Es gibt zwei Grundtypen von Damaszenerstahl, die sich in Herstellung, Aussehen und Eigenschaften unterscheiden. Der eine ist der *Schweißdamast* (auch *Schweißverbundstahl* genannt), der andere der *Wootz-Stahl* (auch *Tiegel-schmelzdamast* bzw. *Kristallisationsdamast* genannt). Es war lange umstritten, welcher wohl der *echte* Damaststahl ist, der Schweißdamast oder der gemusterte Wootz-Stahl. Eine zweite Frage war auch, welche wohl die ältere dieser beiden Sorten ist. Heute ist bekannt, daß der Schweißdamast der ältere und auch der häufiger anzutreffende Damaststahl ist. Die Schwerter unserer Vorfahren, der

Normannen, Alemannen und Franken waren aus diesem Schweißverbundstahl, ebenso die Klingen der Samurai und die Krise der Indonesier. Auch orientalische Feuerwaffenläufe und viele Blankwaffen sind aus geschweißtem Damaszenerstahl, ebenso wie die Läufe zahlreicher Jagd- und Prunkwaffen des 19. Jahrhunderts. Dagegen sind zum Beispiel die indisch-persischen Blankwaffen der Mogul-Zeit überwiegend aus Wootz.

Der Wootz-Stahl ist ein seit den frühen Zeiten der Damastherstellung meist aus Indien bekannter Rohstahl mit sehr hohem Kohlenstoffanteil von bis zu 2%. Das Rezept dieses Stahls hielten die Inder lange Zeit erfolgreich geheim. Viele Meisterschmiede des Mittelmeerraumes hingen von den Wootz-Lieferungen aus dem fernen Indien ab, ohne das Material selbst herstellen zu können. Heute weiß man, daß diese Ausgangsstähle durch eine Mischung kleiner Stücke Schmiedeeisen mit Holzstücken und bestimmten Blättern hergestellt wurden. Dabei ging eine komplizierte Wärmebehandlung dieser Mixtur in einem Topf dem eigentlichen Schmiedevorgang voraus.

Die sachgerechte Damastherstellung war zu allen Zeiten eine hohe Kunst. Insbesondere die Anzahl der Faltungen ist dabei bis heute ein wichtiges Merkmal des Damaststahles, obwohl sie nicht notwendigerweise die Qualität des Schwertes bestimmt. Wenn nämlich zu viele Lagen ausgeschmiedet werden und das gesamte Stück immer wieder erhitzt wird, verbinden sich die beiden Eisensorten zu sehr miteinander und gleichen sich in ihren Eigenschaften zu stark an. Wissenschaftlich gesprochen führt die Diffusion (atomare Wanderung) durch die Grenzfläche zwischen den beiden Ausgangsmaterialien zu einem Ausgleich der Eigenschaften, bis sich die ursprünglichen Unterschiede zwischen beiden Eisensorten kaum mehr feststellen lassen. Die Grenzflächen verlieren ihre festigkeits- und zähigkeitssteigernde Wirkung, und das Schmiedestück verhält sich nicht mehr wie ein Verbundwerkstoff, sondern eher so, als hätte man beide Stahlsorten vor dem Schmieden in einem Tiegel zusammen erschmolzen und zu einem Stück vergossen. Ist die Temperatur bei der Glühung des Stahles zu gering, wird das Eisen für das Schmieden nicht weich genug und die Luppen können sich nicht gut verbinden. Bei zu großer Hitze wird der im Eisen befindliche und die große Härte hervorrufende Kohlenstoff reduziert und die Härte nimmt ab. Durch zu hohe Glühtemperaturen kann auch der Abbrand und die Verzunderung an der Probenoberfläche zu groß werden. Diese Vorgänge bei der Umformung von Eisen in heißem Zustand, die auf die Bildung von Eisenoxidschichten und deren ungünstige Eigenschaften zurückgehen, führt wegen Abplatzens zu Materialverlust und zu schlechter Haftung zwischen den Eisenstücken.

Die oben erwähnte Ätztechnik, bei der die gefalteten ehemaligen Eisenstücke farbig hervorgehoben werden können, wird auch gezielt zu dekorativen Zwecken eingesetzt. Die abwechselnden dunklen und hellen Linien und Flächen bilden Muster, die den entsprechenden Schmiedestücken und der Art der Technik dann den Namen verleihen, so wie etwa *Rosendamast* oder *Banddamast*. Bei japanischen Klingen sind diese Ätztechniken nicht anzutreffen, da die aufeinanderliegenden Schichten aufgrund der häufigen Faltung viel zu fein und nach dem Ätzen mit dem bloßen Auge kaum mehr erkennbar sind.

9.6 Der Samurai und sein Schwert

Das japanische Schwert, das *Katana*, ist für seine Schärfe und Schönheit in der ganzen Welt berühmt. Es zu tragen, war lange Zeit das Vorrecht der japanischen Kriegerklasse der Samurai. Die Kaste entwickelte sich während der Heian-Periode (794–1185), als die Krieger von den mächtigen Landbesitzern zur Verteidigung ihrer Grundstücke angestellt wurden. In der späteren Phase der Heian-Periode übernahmen die zwei mächtigsten Familien, die Minamoto und Taira, die Kontrolle über Japan und führten Kriege gegeneinander. Im Jah-



Bild 9.10: Das japanische Schwert *Katana*.

re 1192 gründete Minamoto Yoritomo in Kamakura eine neue Regierung mit dem Shogun als höchstem militärischen Offizier und mächtigstem Mann. Die Samurai standen an der Spitze der sozialen Hierarchie und genossen viele Privilegien. Andererseits wurde von ihnen erwartet, ein gutes Vorbild für die übrigen Bürger zu sein und die Prinzipien des *Bushido* zu befolgen. Das Bushido war

ein Regelwerk, welches die Lebensweise und Ethik des japanischen Kriegers beschrieb. Danach waren die wichtigsten Grundsätze eines Samurai uneingeschränkte Loyalität zu seinem Meister, strenge Selbstdisziplin und selbstloses, mutiges Verhalten. Viele Samurai folgten den Lehren des Zen-Buddhismus. Während der weitgehend friedlichen Edo-Periode (1603–1867) hatten die Samurai nur wenige kriegerische Aufgaben und verlegten sich zeitweise auf unblutige Dinge wie Dichtung und die Teezeremonie. In dieser Zeit bereiteten Samurai, die ihre Herren verloren, sich aber nicht das Leben genommen hatten, der Regierung als Unruhepotential beträchtliche Schwierigkeiten. Diese herrenlosen Samurai wurden als Ronin bezeichnet. Nach der Meiji-Restauration (1868) wurde das Führen des Schwertes in Japan verboten, und die einst so mächtige Klasse der Samurai verschwand.

Das Katana des Samurai war weit mehr als eine Waffe. Es war Ausdruck der Kultur der Samurairasse, auch besonderes Instrument ihrer Ausbildung und Symbol ihres Lebensgefühls. Da ein echtes Katana außerordentlich scharf ist, darf es in Japan ohne Waffenschein auch heute nicht erworben werden. Dazu paßt die Sage der beiden berühmten Schwertschmiede Muramasa und Masamune (um 1290 n. Chr.). Diese trugen einen Wettbewerb um die Herstellung des besten Schwertes aus. Muramasa, der ehemalige Schüler des Masamune, hielt seine Klinge in ein fließendes Wasser und ließ ein Ahornblatt dagegentreiben, das mittendurch geschnitten wurde. Bei Masamune aber zuckte das Blatt beiseite, noch ehe es die Schneide berührte, weil es deren Schärfe spürte und sich fürchtete.

Das im Falt- oder Damastschmiedeverfahren hergestellte Katana war ein Symbol für die Würde und Kraft seines Trägers. Ein Samurai trug sein Schwert immer bei sich, auch während der Nacht. Das wichtigste am Schwert war seine Klinge, die ein handwerkliches Kunstwerk war. Die Klinge, und somit das ganze Schwert, hatte eine Seele. Davon war jeder Samurai überzeugt. Der Samurai trug drei Waffen: das lange *Katana*-Schwert (Klinge 99 cm), das mittellange *Wakizashi*-Schwert (Klinge 69 cm) und den kurzen *Tanto*-Dolch (Klinge 45 cm). Der berühmte Samurai Miyamoto Musashi gilt als der Erfinder der Kampfmethodik mit zwei Schwertern. Mit den beiden Schwertern kämpfte man, der Dolch war für das Selbsttötungsritual *Harakiri* vorgesehen.

Der japanische Schwertschmied war ein Künstler und seine Werkstatt hatte den Stellenwert eines heiligen Ortes. Bevor der Meister seine Arbeit begann, fastete er einige Tage, wusch sich und zog weiße Kleider an. Dann schmiedete er manchmal tagelang ein Schwert, wobei jeder Hammerschlag und jedes Eintauchen ins Wasser einer rituellen Handlung entsprach. Seine Arbeit war eine

Kunst, die geheimgehalten und nur vom Meister an den Schüler weitergegeben wurde. Weil die Klinge das Produkt einer geheimen Kunst war, glaubte man, dem Schwert sei eine Seele eingehaucht worden. Ein wichtiger Test des fertigen Schwertes lag im *Kogesa*-Ritus, das Spalten des Schädels und gleichzeitige Abtrennen der linken Schulter. Der Test wurde meistens an Leichen, bisweilen aber auch an Hinzurichtenden vorgenommen.

An der Bauart der Waffe und den japanischen Lehren des Schwertkampfes erkennt man, daß ein Katana ein Schwert ausschließlich für den spaltenden Hieb ist. Für eine europäische Fechtweise ist ein solches Schwert gänzlich ungeeignet. Die japanische Schwertkampfweise zielte darauf ab, durch geschickte Finten einen wuchtigen, teilenden Hieb am Gegner anzubringen. Neben dem oben genannten *Kogesa*-Schlag waren noch weitere Hiebe in der klassischen Kampftechnik vorgesehen. Zum Beispiel teilte der *Tai-Tai* Hieb den Körper horizontal unterhalb der Achseln. Der *Okesa* war ein spaltender Schlag von der rechten Schulterseite zur linken Hälfte. Alle senkrechten, waagerechten und diagonalen Durchtrennungen hatten ihre besondere Bezeichnung.

Die Qualität der Samurai-Waffen unterteilte der Waffenmeister Yamada Asaemon Yoshimutsu in vier Kategorien: *Waza mono* (Gebrauchs-Schwerter), *yoi waza mono* (gute Gebrauchs-Schwerter), *o waza mono* (große Gebrauchs-Schwerter) und *saijo o waza mono* (größte Gebrauchs-Schwerter).

Um die besten Klingen der letztgenannten Kategorie entwickelte sich mit der Zeit ein regelrechter Kult. Eine Form der Schwertehrung war auch die Namensgebung: Wie Menschen oder vertraute Tiere bekamen die Waffen einen eigenen Namen. Dabei fällt auf, daß einige auf die japanische Silben *-maru* enden. Dies bedeutet soviel wie *absolut rein* im Sinne einer reinen Seele. Dieser Zuname war in Japan einzig und allein Schwertern, Schiffen und Kindern vorbehalten, also unschuldigen Geschöpfen oder solchen, denen man sein Leben bedingungslos anvertraut. Eine berühmte Klinge dieser Art ist z.B. die *Kogaratsu maru* (Kleine Krähe), eine Tachi-Klinge aus dem 9. Jahrhundert.

Die Klinge *Kura giri* (Sattelschneider) soll ihren Namen von den Taten ihres Besitzers Date Masamune bekommen haben. Von diesem wird berichtet, er habe mit dieser Waffe einen berittenen Feind mit einem einzigen Hieb vom Scheitel bis zum Sattel gespalten. Berühmt wurden in diesem Zusammenhang auch zwei *No dachi* (Moorschwerter), welche der Krieger Makara Jurozaemon und sein Sohn in der Schlacht von Anegawa führten. Beide Männer waren von so großer Stärke, daß sie diese eigentliche Fußvolkwaffe vom Pferd aus, wie ein normales Schwert, handhaben konnten. Makaras Klinge nannte sich *Tairo dachi* (älteres Schwert) und das seines Sohnes, etwas kürzer, *Jiro dachi* (Zweitältestes

Schwert). Die bekannteste aller japanischen Klingen war das Schwert *Kusanagi* (Grasmäher). Der legendäre Prinz Yamato Takeru, Sohn des vorzeitlichen Kaisers Kageyuki, rettete einst sein Leben, indem er von Feinden umzingelt, das Gras um sich abmähte, welches seine Gegner angezündet hatten, um ihn zu verbrennen. Zuvor erhielt der erste japanische Kaiser Jimmu tenno diese Waffe von der Göttin Amaterasu zum Geschenk. Die Klinge zählt neben dem heiligen Spiegel und dem Diamanten zu den drei Reichsinsignien Japans.

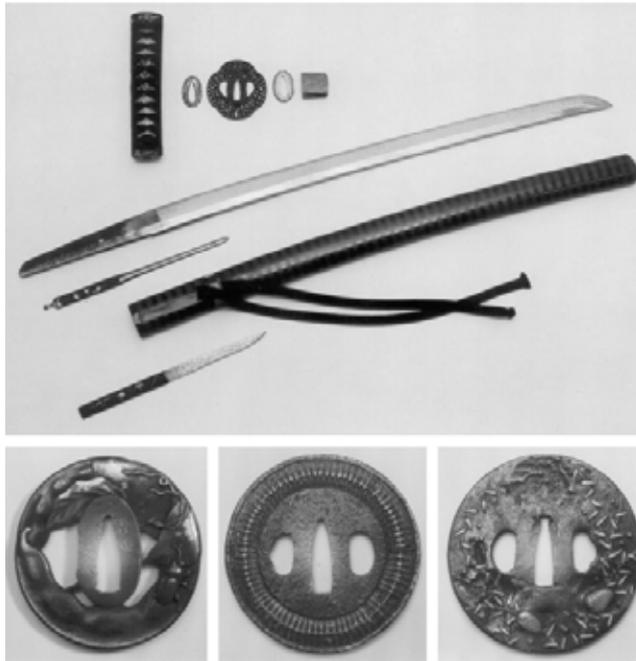


Bild 9.11: Details japanischer Schwertschmiedekunst.

Der japanische Kult um das Schwert drückt sich auch darin aus, daß Fürsten und Kaiser sich höchstselbst mit dem Schmieden von Klingen befaßten. So wird berichtet, daß Kaiser Gotoba im Jahre 1206 jeden Monat einen der besten Klingenschmiede an den Hof holte, um jeweils ein Schwert zu schmieden. Im Laufe des Jahres kamen 12 Schmiede, und es entstanden 12 berühmte Klingen, die zum Teil heute noch im Nationalmuseum in Tokio gezeigt werden.

Auch bei den Selbstmordriten zeigt sich ein besonderes Verhältnis des japanischen Kriegers zu seiner Waffe. Wenn ein Samurai seine Ehre oder seinen Lehnsherrn verlor, brachte er sich oft selbst um, indem er sich mit seinem Schwert den Bauch aufschlitzte. Diese Art von Selbstmord, der gegenüber einem Leben ohne Würde bevorzugt wurde, wird *Seppuku* oder auch *Harakiri* (Bauch aufschneiden) genannt. Nach dem Bushido dichtete der Samurai vor dem Harakiri den Abgesang zu seinem Ausscheiden aus dem Leben. Nach der Shinto-Religion glaubte er, daß sich die Seele im Bauch (Hara) befinde. Um zu beweisen, daß die eigene Seele rein war, schlitzte man sich den Bauch auf. Die Selbsttötung war eine Zeremonie, die meist vor Zeugen unternommen wurde. Man zog sich dazu ein weißes Gewand an und setzte sich auf einen roten Teppich. Um die scharfe Klinge des Wakizashi-Schwertes in den Händen halten zu können, wickelte man sie in Papier. Daneben stand ein Freund mit einem Schwert, der dem Samurai nach dem Harakiri den Kopf abschlug, um ihn von den Schmerzen zu erlösen. Im Jahre 1663 verbot der Shogun diesen Ritus. Doch auch danach fuhren viele Samurai fort, sich ohne staatliche Erlaubnis in ihren Häusern zu töten, wenn sie glaubten, ihre Ehre verloren zu haben.